

1⁸⁰ Mark, davon **90** Pfennig für den/die VerkäuferIn

erausgabe Nr. 1 1997

SONDERHEFT

strassenmagazin für unsere Sta

fiftyfif



**TEXTE VON
DER STRASSE**

**Obdachlose
be-schreiben
ihre Welt**

Aus dem Inhalt:
Karl-Heinz Pütz: Die Schöne und das Biest
Horst Mildner: Mein Kater
Hakan: Mein Leben im Kanal



Hubert Ostendorf ist Redaktionsleiter von *fiftyfifty*

Liebe Leserinnen und Leser,

immer wieder wurden wir angefragt, ob wir die Texte unserer obdachlosen AutorInnen nicht einmal als Buch herausgeben können. Bisher scheiterte das Projekt an den Herstellungskosten. Mit der vorliegenden Sonderausgabe von *fiftyfifty* wollen wir die Idee kostengünstig doch noch realisieren. Sie finden in diesem Heft eine Auswahl der besten Texte von der Straße, die in den letzten zwei Jahren in *fiftyfifty* erschienen sind.

fiftyfifty ist ein Forum für „Literatur von unten“, das

Texte von obdachlosen Menschen enthält, die zum Teil noch nie geschrieben haben. Die obdachlosen MitarbeiterInnen sind nicht zuletzt durch die erstaunlich große Akzeptanz in der Bevölkerung (Auflage von *fiftyfifty*: 50.000) ermutigt worden, ihre sprachlichen Versuche, die sich durch Bodenständigkeit und eine „Lebensweisheit der Geächteten“ auszeichnen, fortzusetzen. Die Texte entbehren durchweg jeglicher Rührseligkeit und Mitleidhascherei. Sie sind vielmehr nüchtern gehaltene, zeitgenössische Zeugnisse einer lange unterdrückten Sprachlosigkeit, die sich zum Teil in ungelenker poetischer Form Ausbruch verschafft.

Die obdachlosen AutorInnen begreifen ihre Arbeit als Selbstfindung, die zwar am Schicksal nicht unbedingt etwas ändert, aber Würde und Stolz vermittelt.

Die Texte sind nicht zuletzt ein Schrei nach Gerechtigkeit. In einer Zeit, da Ellenbogenmentalität und Egoismus (wieder) Hochkonjunktur haben, bilden sie ein eindrucksvolles Mahnmal gegen Sozialabbau und politische Kaltschnäuzigkeit. Vor allem aber sind sie ein Appell, die herrschenden Verhältnisse zu ändern, in diesem, unserem Land.

Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre.

Herzlichst, Ihr

S p e n d e n k o n t o

Wenn Sie *fiftyfifty* finanziell unterstützen wollen, spenden Sie bitte auf folgendes Konto: Asphalt e.V., Postbank Essen, Konto-Nummer 53 96 61 - 431, BLZ 360 100 43. Alle Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Eine Spendenquittung stellen wir auf Wunsch gerne aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger (Feld: Verwendungszweck) anzugeben.

Menschen, die auf der Straße Geld sammeln, handeln nicht in unserem Auftrag. Übrigens: Alle *fiftyfifty*-Verkäufer besitzen einen Verkaufsausweis, den sie auf Verlangen vorzeigen müssen.

fiftyfifty

fiftyfifty, Straßenmagazin für unsere Stadt

IMPRESSUM

Herausgeber:

Asphalt e.V., Düsseldorf

Duisburger Tafel e.V., Duisburg

Redaktionsleitung:

Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)

Lokalredaktion Duisburg:

Bettina Richtler

Fon und Fax: 0203-350180

Layout:

in puncto Design und Werbegrafik

Heike Hassel, Rike Casper

Fax 0211-307358

Druck:

Tiamat Düsseldorf

Anzeigen:

Andersson GmbH,

Tel. 0211-9018123

Es gilt die Anzeigenpreisliste

vom 01.02.1996

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty, Ludwigshafenerstr. 33d

40229 Düsseldorf,

Tel. 0211-9216284/85

Fax 0211-9216389

Internet-Adresse:

<http://www.zakk.de/fiftyfifty>

e-mail: fiftyfifty@zakk.de

Titelfoto:

Andrea Behring



MITGLIED IM PARITÄTISCHEN
WOHLFAHRTS-
VERBAND

BAGGER, PICCO, VOLLMILCH, WASCHBÄR

STRASSENKIDS IN DER CITY

Von Tom Zett



Foto von Andrea Behring aus dem Kalender "Menschen auf der Straße 1996"

Bagger: "Es hilft Dir doch kein Schwein, wenn es darauf ankommt!"

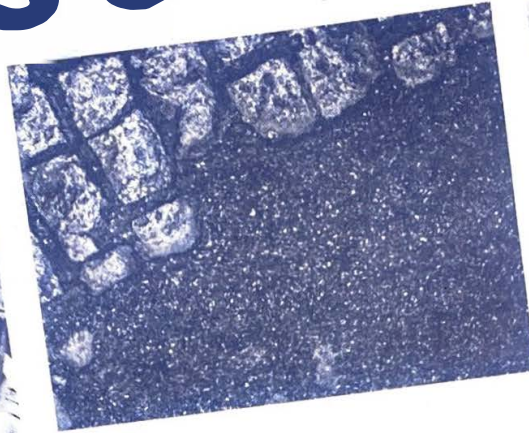
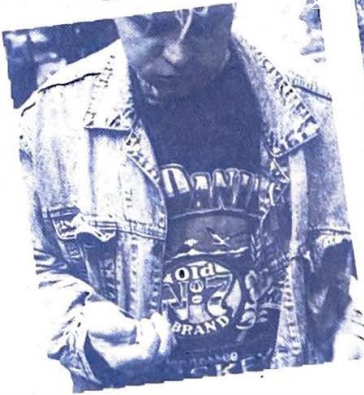
Seit vier Jahren lebt "Bagger", der mit bürgerlichem Namen eigentlich Sascha heißt, auf der Straße. Bagger gehört zu dem knappen Dutzend jugendlicher Obdachloser im City-Bereich. "Bagger", "Picco", "Vollmilch" und "Waschbär", so nennen sie sich innerhalb ihrer Clique, gestrandete Kids in den Großstädten. Mit dreizehn verläßt Bagger sein Zuhause, kommt mit der Mutter nicht mehr zurecht - vorzeitiges Ende des Schulbesuchs. Zurück nach Hause kann er nicht, seine Mutter will in nicht mehr. Bagger schlägt sich auf Deutschlands Straßen durchs Leben. Er schläft mal hier und mal da, ab und zu bei Freunden, aber meistens doch wieder auf der Straße. Die Notunterkünfte nehmen ihn nicht, weil er noch minderjährig ist. Auch nicht im Winter. Denn für Jugendliche und Kids sind sie nicht zuständig. Eine rechtliche Frage.

"Das Leben auf der Straße ist alles anderes als einfach", so Bagger. "Glaubst Du vielleicht, es macht mir Spaß, zu schnorren?" Betteln ist Baggers einziger Lebensunterhalt, Sozialhilfe bekommt er nicht.

"Wenn Fußballfans unterwegs sind, gibt's auch schon mal Prügel", erzählt Bagger, der selbst schon von drei Jugendlichen zusammengeschlagen wurde. Überhaupt liest sich Baggers Lebenslauf abenteuerlich. 70 Arbeitsstunden, die ihm ein Richter aufgebremmt hat, weil er nicht mehr zu Schule wollte, sind noch nicht abgeleistet. Mit 14 wurde er gleich von zwei Schwestern vergewaltigt. Einer aus der Clique wacht morgens nicht mehr auf, als sie draußen schlafen. Kaum zu bewältigende Lebenskrisen. Ob ihm das Jugendamt helfen würde? "Nein, die wissen ja gar nicht, wie es in uns aussieht, die Pädagogen sind doch nur von berufswegen freundlich", erklärt Bagger bitter. Ein einfaches Zimmer, vielleicht zusammen mit einem Kumpel, das wäre sein Traum, um wieder neu anfangen zu können. Aber so richtig glaubt er nicht mehr daran. Auch wenn bald Weihnachten sein sollte.

Und was wird im Winter, an Weihnachten? "Vielleicht bei Freunden schlafen, vielleicht wieder ein Haus besetzen, oder wieder auf der Straße liegen", so Baggers Antwort. "Ich weiß es heute einfach noch nicht."

Geschichten



Die Schöne und das Biest

Von Karl-Heinz Pütz

Ich streifte so durch die Straßen, mitten in der Nacht, auf der Suche nach einem Schlafplatz, irgendeine windgeschützte Stelle, wo ich meinen Schlafsack auspacken konnte. Vorher war ich im Hauptbahnhof und kaufte sechs Dosen Tuborg, die ich in einer Plastiktüte verstaute und locker ums Handgelenk trug. Ich schaute in Hauseingänge und in Hinterhöfe, in Parks und Tiefgaragen, bis es mich magisch in die Nähe eines Museums zog.

Ich hörte Stimmen und ging leise darauf zu. Ich hörte ein Mädchen, ein Kind, eine Frau? Ich ging auf einen Kellereingang zu, eine Treppe. Die Stimmen wurden deutlicher, jemand weinte. Ich schlich mich an. In meinem Gehirn klingelte es gehörig. Alarmstufe eins. Dann hörte ich die andere Person mit ausländischem Akzent sprechen bzw. zischen: „Los, machen! Zieh aus, schnell. Du Dich ausziehen!“ War das ein Liebesakt oder das Geschäft der Straße? Aber da weinte doch jemand. Zufriedenheit hört sich anders an.

**Ich ging auf einen Kellereingang zu,
eine Treppe. Die Stimmen wurden
deutlicher, jemand weinte.**

Plötzlich stand ich oben an der Kellertreppe, genau über ihnen, aber ich konnte nichts sehen. es war zu dunkel. Zum Glück hatten sie mich noch nicht entdeckt. Mit der linken Hand holte ich mein Feuerzeug aus der Jackentasche, in der rechten immer noch die Tüte mit dem Bier. Langsam ging ich Stufe für Stufe hinunter, ohne daß ich bemerkt wurde, bis ich fast vor ihnen stand.

„Bitte nicht! Bitte!“, schluchzte sie. Ich zündete mein Feuerzeug an und sah etwas aufblitzen. Ein Messer in der Hand eines Mannes. Bevor er mir irgend etwas sagen konnte – die Situation

Fotos Andrea Behring und Gudrun Jurgrau



von der Platte

Über das Leben auf der Straße

war eindeutig – schlug ich mit der Tüte voll Bier zu, genau auf seinen Kopf. „Komm, steh auf! Nichts wie weg hier“, schrie ich sie an. Ich griff mir ihren Arm und zog sie hoch. Der Mann, der durch den Schlag gestürzt war, rappelte sich wieder auf. Er fluchte in seiner Landessprache. Wir rannten die Treppe rauf, am Museum

„Danke, daß Du mich gerettet hast, danke.“

**Und sie küßte mich, umarmte mich,
und ich war auf der Stelle verliebt in sie.**

vorbei, auf die Straße. Er verfolgte uns nicht lange und blieb dann einfach stehen. Er hatte keine Chance mehr, uns einzuholen. Wir liefen immer weiter und schauten uns nicht um, zu groß war die Angst, daß er uns doch noch in die Finger bekommen könnte. Wir liefen, bis wir völlig außer Atem waren. Erst dann schauten wir uns an. Sie war schön. Wunderschön und jung. Sie strahlte mich an, und dann sagten ihre Lippen ein wunderschönes „Danke“. „Danke, daß Du mich gerettet hast, danke.“ Und sie küßte mich, umarmte mich, und ich war auf der Stelle verliebt in sie, umarmte sie und küßte sie zurück.

„Bitte, gem geschehen“, antwortete ich. Alles war vergessen, alles, was ich vorher erlebt hatte, von dem Moment an liebte ich nur noch sie. Claudia, Moni, Peter, alles war vergessen. Ich hatte nur noch den Wunsch, für sie da zu sein. Ich war verliebt.

„Wie heißt Du?“ fragte ich sie. „Susanne.“ Ihre Augen funkelten, strahlten mich an. „Und Du?“ Ich sagte ihr meinen Namen und machte den Vorschlag, doch besser weiterzugehen. Ich hatte zwar keine Angst mehr, für Susanne wäre ich in dem Moment gestorben, doch konnte man nie wissen. Wir gingen unter die Brücke

am Ufer und machten es uns dort gemütlich. Ich holte zwei Dosen Bier aus der Tüte und machte sie auf, eine gab ich ihr, und wir stießen an auf ihre Rettung.

Ich erfuhr, daß auch sie von zu Hause abgehauen war und sie auch, wie ich, sich nicht mit den Eltern verstand. Sie hatte ebenso keine Lust, zurückzugehen. Wir tranken eine Dose nach der anderen und erzählten uns Geschichten aus dem Leben. Zwischendurch küßten wir uns, und ich merkte, daß auch sie in mich verliebt war. Doch langsam wurde es kalt, und ich machte den Vorschlag, zum Bahnhof zu gehen und meinen Schlafsack zu holen. Sie war mehr als einverstanden.

Wir waren noch nicht ganz an den Schließfächern, als zwei Zivilbeamte auf uns zukamen und uns aufforderten, ihnen unsere Ausweise zu zeigen. Weder sie noch ich hatten Papiere, und so mußten wir mit ihnen gehen. „Mist! Nicht schon wieder!“ brummte ich. „Das kann doch nicht wahr sein!“ Natürlich kam es, wie es kommen mußte. Wir wurden getrennt. „Morgen am Brunnen!“ rief ich ihr zu und hoffte inständig, daß sie es gehört hatte.

Erstaunlicherweise ließ man mich laufen, wahrscheinlich, weil es schon früher Morgen war, doch das machte mich auch nicht glücklicher. Beim Hinausgehen fragte ich den Beamten, der Susanne von mir getrennt hatte, was denn mit ihr geschehen würde. Man werde ihre Eltern anrufen und sie dann wohl nach Hause bringen. Das hieß für mich, daß ich sie nie mehr wiedersehen sollte. Was für ein verrücktes Leben. Da verliebt man sich und denkt, das ist die Liebe fürs Leben, und sie hält nicht länger als ein paar Stunden.

Dies war nicht mehr meine Stadt. Ich liebte sie nicht mehr. Wollte raus, bloß weg von hier. Ein paar Stunden später saß ich schon im Zug und fühlte mich gar nicht wohl. Es kam mir vor, als flüchtete ich vor irgend etwas, Flucht aus Liebe, naja, fast war es ja auch so. Ich wußte, daß ich weder Claudia noch Susanne je wiedersehen sollte, und das tat mir sehr weh. Doch auch der Schmerz wird vorbeigehen.



Mein Kater hält wenigstens zu mir

Von Horst Mildner

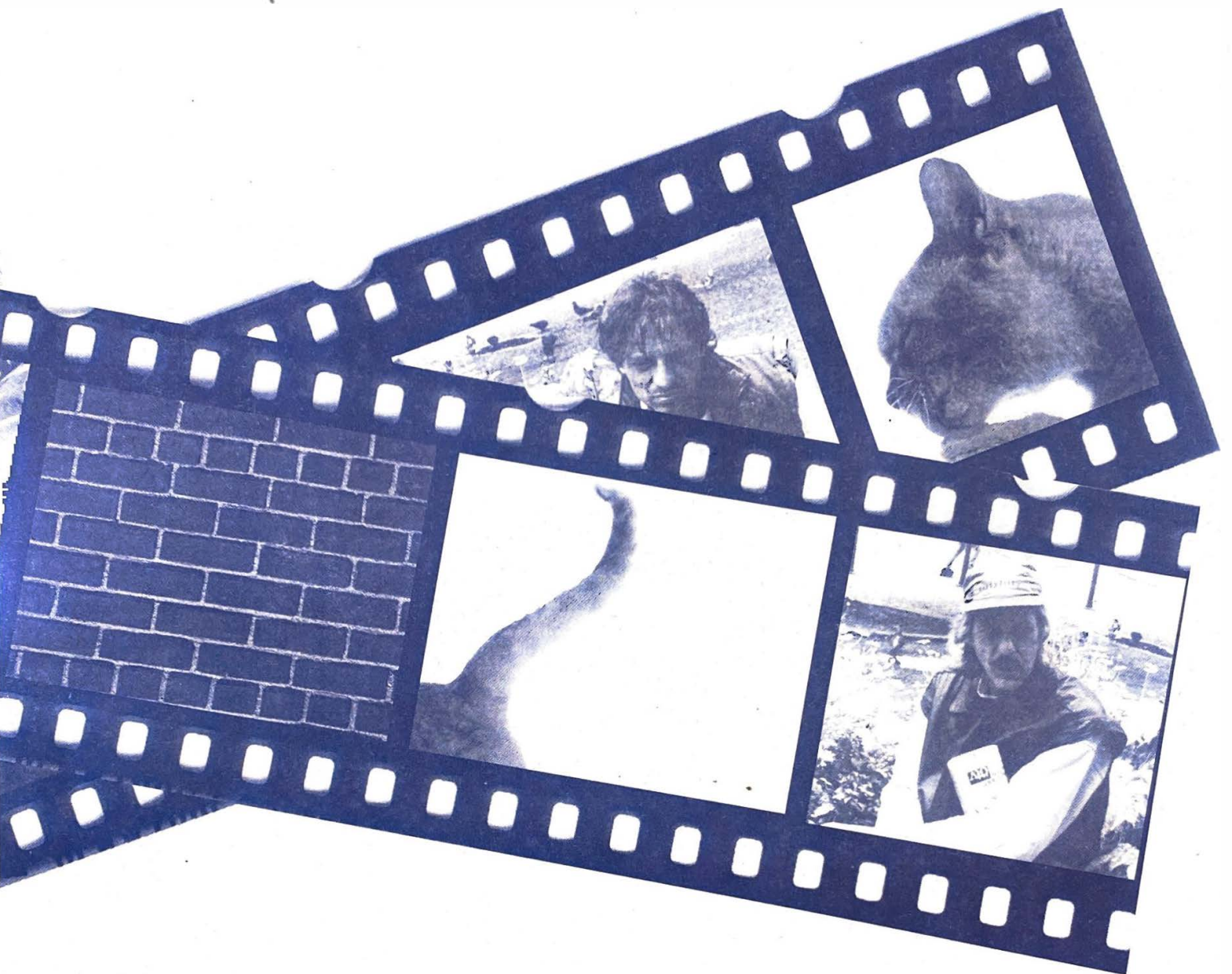
„In Bottrop ist Pferdemarkt“, ruft der Pförtner der Frühschicht, Peter, in den großen Schlafsaal hinein und schaltet das Licht an. Ich blicke auf die Uhr, halb sieben. Schlaftrunken erheben sich die anderen. Gestern Abend hatte ich Glück gehabt, als vorletzter ergatterte ich gerade eben noch ein Bett in der Essener Übernachtungsstelle. Der Kollege nebenan flucht von seiner Bettdecke aus: „Es regnet in Strömen, verdammte Scheiße.“

Was wird der Tag wieder bringen? Arbeitslos bin ich, 53 Jahre alt, schon lange. Manchmal schimpfe ich meine Wut über „Alles“ aus mir heraus. Vier Jahre

**Ich lege mich für zwei Stunden auf eine Bank.
Seltsamerweise träume ich, man würde mich
in eine Villa führen, wo ich alles hätte.**

„Platte“, mal da, mal dort. Wenn ich zurückdenke, vierzehn Jahre habe ich in Essen unter Tage im Pütt malocht, und jetzt haben die noch nicht einmal ein Zimmerchen für mich. Alle Bemühungen, etwas aufzutreiben, sind bisher fehlgeschlagen.

Frühstücken immerhin können wir hier. 7.00 Uhr, ich gehe aus dem Keller nach oben. Vorsichtshalber nehme ich mir ein Butterbrot für den Tag mit. Mit meinen paar Habseligkeiten, einer Umhängetasche, ziehe ich los. Wohin? Es regnet tatsächlich in Strömen, so muß ich an der Pforte noch warten. Die Zeit vergeht. An Geld habe ich noch ein paar Groschen, ein bißchen Tabak. Ich darf gar nicht daran denken, wie ich damit auskommen soll. Plötzlich kommt mir eine Idee. Beim



Pfarrer Kaul könnte ich Laub fegen. Somit ziehe ich Richtung Oberhausen. Dort angekommen, erklärt mir der Geistliche, gestern wäre schon einer da gewesen. Er gibt mir zwei Mark zum Trost. Und nun? Schweren Herzens entschieße ich mich, meine nicht gerade wertvolle Uhr ins Pfandhaus zu bringen. Aus diesem „Vermögen“ gönne ich mir im Pennymarkt ein Päckchen Tabak, vier Büchsen Bier und etwas zum Essen für den Abend.

Bei Schwester Maria und ihren Helferinnen bin ich erst einmal für eine halbe Stunde gut aufgehoben. Andere meinesgleichen warten schon auf die Suppe. Ich esse meinen Teller mit Brot dabei.

„Hat es gemundet?“ fragt mich die Schwester. Ich bejahe und schlendere langsam aus dem Bahnhof heraus. Aufhalten kann man sich hier nicht. Die Herren von der Bahnhofspolizei riechen es förmlich, daß man o. f. W. ist, wie sie es im verkürzten Amtsdeutsch nennen, also: ohne festen Wohnsitz. Ein halbes Jahr Bahnhofsverbot hatte ich hier schon.

Tatsächlich kommt dann die Sonne doch noch heraus, und ich lege mich für zwei Stunden auf eine Bank. Seltsamerweise träume ich, man würde mich in eine Villa führen, wo ich alles hätte. Doch unvermittelt stehe ich der Wirklichkeit wieder gegenüber. Ich muß mich beeilen, wenn ich bis 19.00 Uhr wieder ein Bett zum Schlafen bekommen will. Ich erschrecke, als ich die Schlange vor dem Pfortner sehe. Geduldig stelle ich mich an. Pfortner Stefan läßt zwei ältere gar nicht erst hinein. „Ab in die Steeler Straße“, ruft er ihnen noch hinterher; dort befindet sich eine andere Notunterkunft. Bei mir winkt er gleich ab. „Du weißt doch, hier kannst Du nicht landen, übrigens ist alles voll“, sagt er erbarmungslos,

und dies ist sein ganzer Kommentar. Etwas zu erwidern, ist zwecklos. Also muß ich wohl oder übel jetzt zu meiner „Platte“ (Schlafplatz im Freien). Vorher jedoch wärme ich mich noch im Wartezimmer des Krankenhauses, das in der Nähe ist, etwas auf, denn das Wetter sieht nicht gut aus. Hoffentlich ist meine Decke

**Mein Kater kommt angeschlichen.
Vor Wochen hatte ich schon mit ihm
Freundschaft geschlossen. Der hält
wenigstens zu mir. Und die Mitmenschen?**

noch da, vorige Woche haben sie mir meine Iso-Matte geklaut. Ich klettere über die Mauer meines Domizils. Überdacht ist es schon. Die Brote von morgens esse ich noch, dann lege ich mich hin. Übermüdet, wie wenn ich den ganzen Tag gearbeitet hätte, schlafe ich ein. Plötzlich kratzt mich etwas. Mein Kater kommt angeschlichen. Vor Wochen hatte ich schon mit ihm Freundschaft geschlossen. Der hält wenigstens zu mir. Und die Mitmenschen?

Mit diesen Gedanken schlafe ich endgültig ein.

Ein Bauwagen als neues Zuhause

Von Thomas Fischer

Am 25. November verlor ich in München meine Wohnung und meine Arbeit und wurde somit obdachlos. Dies war für mich ein schwerer Schlag, denn ich habe keine Familie mehr. Das einzige, was mir geblieben war, waren mein Rucksack (60 Liter), mein Zelt und meine Iso-Matte sowie ein paar Klamotten, welche auch nicht gerade die besten waren.

Mit dieser kleinen Ausrüstung, so war mir klar, würde ich nicht besonders weit kommen. Ich wollte aber auch nicht in München bleiben, weil mich hier zu viele Leute kannten. Ich wollte ihnen nicht begegnen, um mich nicht vor ihnen verantworten zu müssen.

Ich begab mich zur Autobahn Nürnberg und guckte, ob ich nicht per Anhalter irgendwohin mitfahren könnte. Als ich da stand, hielt ein BMW und fragte, wohin ich fahren wollte. Ich antwortete: „Egal wohin“, und er sagte: „Ich fahre nach Düsseldorf“.

Die ersten Tage in Düsseldorf schaute ich mich erst einmal um, und ich fand auch gleich in Gerresheim einen schönen Platz

**Ich antwortete: „Egal wohin“,
und er sagte: „Ich fahre nach Düsseldorf“.**

zum Übernachten bzw. eine Möglichkeit, mein Zelt aufzustellen. Zunächst hoffte ich noch, irgendwo einen Job zu finden, doch meine Hoffnungen schwanden schnell dahin, und der Hunger wurde leider immer größer. Ich hatte nun nicht mehr viele Möglichkeiten. Eine Weile dachte ich an Selbstmord. (Doch diese Möglichkeit schied wegen meines Glaubens aus, ich bin Buddhist.) Dann an Verhungern. Doch das wäre das gleiche wie Selbstmord gewesen und schied also auch aus. Alkohol und Drogen waren für mich schon immer tabu und somit ebenfalls nicht die Lösung meines Problems. Ich mußte mir irgendwie Geld besorgen, und zwar auf einem rechtlich halbwegs einwandfreien Weg. Somit kam nur noch Betteln infrage. Betteln ist zwar verboten, aber dennoch eine vertretbare Gesetzesüberschreitung: Sozialhilfe kam für mich anfangs auch nicht infrage, und zwar aus zwei Gründen: 1. aus Überzeugung und 2. weil ich mich dann hätte anmelden müssen. Ich hatte aber Sorge, aufgegriffen zu werden.

Dringender Aufruf an alle Vermieter!

Kleine Wohnungen für sympathische Menschen, derzeit obdachlos, dringend gesucht. Bitte zeigen Sie Herz. Überwinden Sie Vorurteile und bieten Sie Ihre Wohnung beim Caritas-Heim, Abteilung Nachsorge und betreutes Wohnen, an. Sprechen Sie bitte mit Herrn Schumann (Dipl. Sozialarbeiter), Tel.: 0211/61004-37.

Vielen Dank.





Am Anfang hatte ich immense Probleme, einen Platz zu finden, wo ich betteln konnte, denn ich wurde meistens von „alten“, eingegessenen Obdachlosen weggeschickt bzw. sogar bedroht. Den ersten Monat bettelte ich, ohne dabei etwas zu tun, was aber nicht gerade besonders viel abwarf. Ich begann dann, bei meinen Sitzungen Kissen zu knüpfen, was meine Einnahmen zu meiner Freude auch verdoppelte. Allerdings war es sehr schwierig, im

**Ich begann dann bei meinen Sitzungen
Kissen zu knüpfen, was meine Einnahmen
zu meiner Freude auch verdoppelte.**

Freien zu knüpfen, und ich begann, mich nach meinem ersten selbstgeknüpften Kissen nach einer etwas passenderen Tätigkeit umzusehen. Dabei stieß ich auf Stickbilder, welche die Arbeit sehr vereinfachten.

Etwa drei Monate später kam eines morgens Herr Z. auf mich zu und bot mir an, in Gerresheim auf einem Privatgelände zu zelten. Er sagte mir, ich müßte allerdings mit ein paar Jugendlichen, die sich des öfteren auf dem Gelände aufhalten würden, klar kommen. Ich willigte ein und zog nun auf das Gelände. Ich wurde dort ziemlich schnell heimisch. Zu meiner Verwunderung verstand ich mich auch mit den Jugendlichen sehr gut. Sie brachten mir etwas zu essen, gaben mir Geld und halfen mir über das Schlimmste eigentlich hinweg. Ein Mädchen aus der Jugendgruppe besorgte mir einen Job auf dem Bauernhof gegenüber, auf dem ich den ganzen Sommer arbeiten konnte.

Im August bekamen wir von der Baustelle in der Nähe einen Bauwagen geschenkt, welcher allerdings ziemlich lädiert war. Ich begann damit, meine neue Bleibe mit dem Verdienst vom Bauernhof auszubauen. Ich steckte fast meinen ganzen Sommerlohn in diesen Bauwagen. Von einem Nachbarn, Peter D., bekam ich einen Holzkohleofen und viele andere nützliche Dinge. Auch die Jugendgruppe brachte viele nützliche Dinge mit ein, nicht zuletzt ihre phantastische Mitarbeit beim Ausbau.

Im Januar lernte ich die Eltern von Robert B., einem der Jugendlichen, der des öfteren auf dem Gelände erschien, kennen. Sie redeten mit mir und fragten, ob ich denn nicht wieder arbeiten

**Wir kamen auf die Idee, meinen
Bauwagen als Meldeadresse anzugeben.
Dies ist mir nach monatelangem Kampf
mit den Behörden auch gelungen.**

wollte. Ich antwortete: eigentlich ja, aber da ich ziemlich viele Schulden hätte und keinen festen Wohnsitz, wäre dies ja nicht möglich. Wir kamen auf die Idee, meinen Bauwagen als Meldeadresse anzugeben. Dies ist mir nach monatelangem Kampf mit den Behörden auch gelungen.

Dann ging ich los und begann, mir eine Arbeit zu suchen. Ich bin gelernter Gas- und Wasserinstallateur. Meinen Gesellenbrief hatte ich aber nicht mehr und mußte ihn bei der Handwerkskammer Oberpfalz beantragen. Es dauerte ziemlich lange, bis der kam und kostete 39 Mark. Er half mir aber, nach eineinhalb Wochen eine Arbeit zu finden.

Heute habe ich endlich wieder ein Einkommen und einen festen Wohnsitz (wenn es auch nur ein Bauwagen ohne Wasser und Strom ist) und viele neue Freunde und Bekannte. ←

Das Herz schoß aus der Brust



Der verlorene Kampf gegen die Droge

Von Karl-Heinz Pütz

Obwohl Nicki und ich im Methadonprogramm waren, wurden unsere Probleme immer größer, was an uns selbst und am Cocain lag. Die ersten Monate auf Methadon waren ganz gut gewesen, beide gingen wir arbeiten und das noch zusammen, im selben Kino. Nicki als Verkäuferin und ich als Platzanweiser und Mädchen für alles. Manchmal holten wir ein kleines Päck, merkten aber schnell, daß es das nicht mehr richtig brachte. (Durch die Wirkung des Methadons törrte uns Heroin nicht mehr richtig an, was auch so sein soll - damit man sich von der Droge lösen kann). Wir fingen schon langsam an, zu glauben, daß wir es schaffen, ohne Törn.

Zu der Zeit, als wir uns gerade etwas erholt hatten vom Drogenkonsum rollte eine weiße Lawine Coca auf die Stadt zu. Früher mußte man schon nach Holland, um gutes bzw. überhaupt welches zu bekommen. Und auf einmal lief fast jeder Schwarze mit Päck im Mund herum, zu jedem Preis, in jeder Menge. Mit sehr viel Glück haste denen für zwanzig Mark eins abgeschwatzt, manchmal hat auch ein Zehner gereicht. Richtig zufrieden war man selten, kam aber zur Freude auch mal vor, und dann genossen wir die Törn's meist still, auf dem Bett liegend. Der Schweiß rann in Strömen, das Herz schoß einem fast aus der Brust, ein Gefühl, das nicht in Worten zu beschreiben ist.

Wir hatten es mit Methadon so gut gehabt. Durch die Arbeit kam viel Geld zusammen, von dem wir uns alles leisten konnten. Neue Klamotten, neuen Fernseher, sogar 'nen Anrufbeantworter, jede Menge Schnickschnack. Wir hatten so gut wie keinen Beikonsum von harten Drogen, aber so ganz ohne ging es bei mir nicht. Ich fing an zu trinken und wenn ich was mache, dann richtig, ein bis zwei Flaschen Rum, täglich. Einmal war ich so betrunken, daß ich ganz vergaß, mein Methadon morgens beim Doc abzuholen. Durch den Alk spürte ich den Affen nicht so stark. Klar, daß es jedem auffiel, auch auf der Arbeit, aber solange ich gut malochte konnte mir keiner was, und ich rackerte wie ein Blöder.

Bin ich betrunken, bin ich meist lustig, und alle dürfen alles von mir haben, und alle hatten ihren Spaß, nur Nicki nicht. Sie konnte Alk nicht ab, brauchte aber, genau wie ich, auch 'ne Ersatzdroge. Ich glaube, sie holte sich schon Cocain am Bahnhof, da dachte ich noch nicht dran oder bekam es durch den Suff nicht mit. Mir wurde klar: Machen wir so weiter, werden wir den Kampf gegen die Drogen verlieren. Zuerst waren es ein bis zwei Coca-Drucks am Tag, meist vor der Arbeit, dann in den Pausen, später in jeder und vor und nach, selbst bei der Arbeit.

Da wir meist zusammen arbeiteten, konnte immer einer von uns kurz verschwinden, ohne daß es auffiel. Der Bahnhof war fünf Minuten vom Kino entfernt. Sichtlich abgekämpft, verschwitzt und nervös ging es geradewegs auf die Toilette. War ich mit der Zubereitung und meinem Druck fertig, gab ich Nicki ein Zeichen, die daraufhin auch auf dem Klo verschwand.

Den Job verlor ich wegen 30 Mark, die ich aus der Eiskasse, meiner Kasse, rausnahm, um mir ein Bällchen Cocain zu kaufen. Irgendwie hab' ich nicht darüber nachgedacht; ich hätte es ja auch wieder 'reingetan - wenn, ja, wenn.

Wir beide haben gelogen, gestohlen und noch einiges mehr. Jede Mark, die wir hatten, ging für das Zeug drauf. Manchmal gaben wir 1.000 Mark an einem Tag aus.



Gesichter & Geschichten

Die Autorin und Zeichnerin lebt seit vielen Jahren in engem Kontakt mit Menschen auf der Straße. Sie kennt ihre Geschichten und Gesichter wie kaum ein anderer.

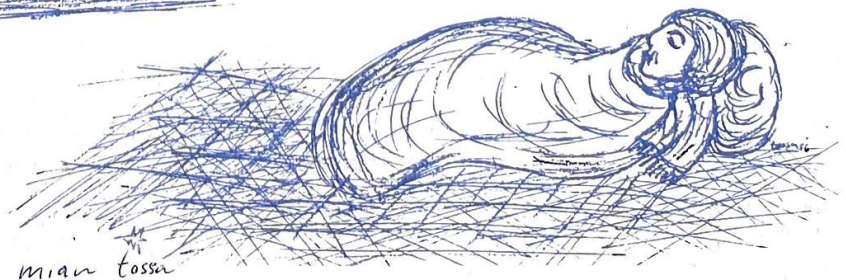
Das Leben ertragen, aushalten, was sonst!

Ein Handwerksmeister, im besten Alter, hatte Arbeit und Wohnung. Sinn und Inhalt seines Lebens galten seiner Frau und seinem Kind. Ein Autounfall, das Kind starb vor seinen Augen, die Ehefrau auf dem Weg ins Krankenhaus. Was Sinn machte, gut war, ist nicht mehr. Er verließ die Wohnung, die Stadt, das Land und heuerte an. Meere, schwankende Schiffe, Gelegenheitsarbeiten, fremde Menschen und Länder und viel viel Alkohol bestimmten nun sein Leben. Jahre später kehrte er nach Düsseldorf zurück, lebte auf der Straße, lernte betteln, schnorren. Ruhelos zog er mit Tüten und Flaschen umher. Nur wenige Stunden Schlaf genügten ihm, auf Bänken, in Parks, Hauseingängen, er machte Platte und lebte vom Schnorren. Dann fand er eine Unterkunft in einem Container, bald darauf verhalf man ihm zu einem Zimmer. Bis heute hat er eine feste Bleibe, ein gutes Dach über dem Kopf, aber meistens ist er unterwegs, sammelt alles was ihm Freude macht, trägt es in Tüten in seine kleine Behausung. Es gäbe Bücher, die er gerne lesen würde, doch die notwendige Lampe ist irgendwie unter anderen Sachen und, wie so vieles andere auch, nicht erreichbar. Schlafen kann er nur in schräger Körperhaltung, beinahe sitzend. Sein Zimmer ist fast bis unter die Decke angefüllt mit gesammelten Dingen, Schätzen gewissermaßen. Das Leben ertragen, aushalten, was sonst.



Entenfrau, Vogelfrau!

An einem der ersten kalten Tage im Dezember vor zwei Jahren fand man die Entenfrau oder Vogelfrau, wie man sie nannte, tot auf, erfroren. Sie habe tote Vögel bei sich geborgen. Verwesungsgertiche. Aus dem Wohnraum ausgesperrt, war sie plötzlich obdachlos. Ein halbes Jahr überlebte sie auf der Straße. Unerfahren, unzureichend geschützt, setzte der Frost einer Winternacht ihrem Leben ein Ende.



Geschichte eines ehemaligen Obdachlosen



„Wenn Du nichts Vernünftiges lernst, dann wirst Du auch einmal so“, pflegte mir meine Mutter zu sagen. Kamen wir an einem Bettler vorbei, gingen wir erst ein paar Schritte weiter. Meine Mutter hielt dann an, gab mir zwanzig oder dreißig Pfennige, die ich dem Bettler geben sollte. Was Armut und Obdachlosigkeit wirklich bedeutet, sollte ich erst später erfahren, dann, als ich selbst arm und obdachlos war.

Ich habe über meine Träume das Leben nicht vergessen. Ich wollte soviel wie möglich lernen, und das habe ich auch getan. Zugegeben, viele meiner Träume sind schließlich doch an der Wirklichkeit zerbrochen, aber das war nie ein Hindernis für mich, nie ein Grund, einfach aufzugeben.

Die meisten meiner Beziehungen sind daran gescheitert, daß ich entweder kein oder nur wenig Geld hatte, oder daß ich zuviel getrunken hatte. Ich gehe auch heute noch gerne etwas trinken, manchmal vielleicht auch zu viel, dabei heute ist der Alkohol kein Seelentröster, das einzig wirklich Positive an meinem Unfall im Jahr 1994. Und hier beginnt meine Geschichte als Obdachloser.

In diesem Jahr ging es mir gut, von privaten und geschäftlichen Problemen einmal abgesehen. Auch diese Probleme hätte ich lösen können, hätte ich nicht zuviel getrunken. Jedenfalls, in dieser Zeit geschah mein Unfall. Ich stürzte schwer und lag mit gebrochener Wirbelsäule im Krankenhaus. Die anderen Verletzungen will ich gar nicht alle aufzählen. Ich hatte enorm viel Glück, und mit Stangen im Rücken kann ich mich heute wieder fast normal bewegen. Die Heilung also verlief sehr langsam, aber mit der Zeit machte ich immer schneller Fortschritte. Ich war optimistisch.

Mit der Entlassung aus dem Krankenhaus hatte ich wohl etwas Geld, aber sonst nichts. Meine Tätigkeit konnte ich nicht mehr ausüben, da die gesundheitlichen Erfolge im Krankenhaus für die Wirklichkeit alles andere als ausreichend waren. Noch nie war ich arbeitsunfähig geschrieben, aber mit dem Geld der Krankenkasse im Rücken gedachte ich, auch diese Zeit durchstehen zu können. Weit gefehlt. Irgendwann verlangte die Krankenkasse einen Einkommensnachweis, abgesegnet vom Steuerberater oder ähnliches. Das konnte ich leider nicht erledigen, da der Steuerberater locker zweitausend Mark für seine Arbeit wollte. Das Geld hatte ich nicht, und so konnte ich also auch keinen Einkommensnachweis vorlegen. Ohne diesen aber kein Geld mehr von der Krankenkasse. Das Theater ging wochenlang hin und her, zwischenzeitlich versuchte ich, mir eine neue Existenz aufzubauen, was nun aber auch nicht mehr gelang, und dann kam der Tag, an dem ich nichts mehr besaß. Ich stand mit meinen drei Klamotten auf der Straße.

Mein Weg führte notgedrungen zum Sozialamt, eine Notunterkunft wurde mir angeboten. Bislang kannte ich solche Einrichtungen höchstens aus der Zeitung. Wieviel Notunterkünfte es gibt, weiß ich nicht. Auch wie es in diesen Unterkünften zugeht, das wußte ich nicht. Ich meine damit nicht das Alkohol- oder Drogenproblem, die Diebstähle oder Schlägereien, alles schlimm genug. Ich meine die Resignation, die Selbstaufgabe und das Dahinvegetieren. Hoffnung auf bessere Zeiten findet man kaum. Das Leben wird hier nur verwahrt. Keine Anschläge über freie

Ausgrenzungen

Erfahrungen eines „Realisten“



Laufwettspiele auf dem Schulhof unserer Gemeindegrundschule waren der Anfang. Damals träumte ich von einer großen Sportlerkarriere. Fußballstars, wie „Uns Uwe“, Günther Netzer, Overath, Beckenbauer, Müller, das wär's gewesen. Später (1979/80), wurde der Traum dann schon konkreter. Ich eiferte Lothar Matthäus nach, der in Mönchengladbach schon in den Anfangsjahren zum Publikumsliebbling avanciert war. Seine Dynamik beim Antritt, seine unwiderstehlichen „Alleingänge“ und seine unglaubliche Explosivität beim Fernschuß, das wollte auch ich mal vor 30-, 40- oder 50.000 Zuschauern vorführen dürfen. Völlig überraschend wurden aus unserem kleinen Fußballverein (eines Ortes im Schatten von Mönchengladbach) drei Jungs zum Sichtungslehrgang nach Duisburg eingeladen. Zwei fuhren - begleitet von ihren Eltern - hin. Einer blieb zu Hause, „kein Interesse“. (Mädchen interessierten ihn zu diesem Zeitpunkt mehr). Ich wäre gerne an seiner Stelle gefahren, aber man ließ mich nicht. Anbei muß ich sagen, war ich ein Trainingsweltmeister, und ich blieb es bis heute. Viel Ehrgeiz, ein wenig Talent, aber, der letzte Biß fehlte. Ich bin nicht sentimental, aber nachtrauern tue ich dem ganzen schon. Mancher Mensch lebt von (und mit) Träumen allein, die meisten sind ‚Gott sei Dank‘ Realisten geblieben. So auch ich. Als mancher junge Mann aus unserer Umgebung schon einen Vorvertrag für einen Profiverein in der Tasche hielt (oder zumindest für einen 3. Liga-Verein, damals noch Oberliga) begann ich meine Berufsausbildung zum Groß- u. Außenhandelskaufmann. Schon damals bemerkte ich, daß ich große Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen am Arbeitsplatz hatte. Es war ungefähr die Zeit als das englische Wort „Mobbing“ Einzug in den Wortschatz deutscher Schreiber und Sprachforscher hielt (die ursprüngliche Bezeichnung „Schikane“ war ‚out‘). Vielleicht war meinen Kollegen das deutsche Wort zu ehrlich, denn „sie wußten nicht, was sie taten“. In jedem Fall litt ich unter den Ausgrenzungen, die sich sogar in der Mittagspause in der Kantine bemerkbar machten. Oft genug saß ich alleine am Mittagstisch, und war es einmal anders, so fühlte ich mich zumindest so, weil die Gesprächsthemen völlig an mir vorbeiliefen. Schon früh bemerkte ich, daß ich nicht in dieser „Schlipsträgerriege und Tipsengesellschaft“ zuhause war. Diese Erkenntnis war sehr wichtig für meinen weiteren beruflichen Werdegang. Aber darüber mehr in einer der nächsten Ausgaben und dann garantiert ohne „König Fußball“ zu erwähnen.

Thomas H., Autor und Straßenverkäufer

Der freundliche Totengräber

Über einen, der seine Vorschriften verletzt, um anderen Menschen zu helfen.

Von Horst Mildner

Christian und ich sitzen in der Bahnhofsmission. Wir essen Suppe und Brot. Oft sind wir hier zusammen mit anderen Obdachlosen bei Schwester Maria und ihren Helfern. Für die kommende Nacht haben wir uns noch kein Ziel gesteckt. Die alte Frage: Wohin?

Plötzlich hat Christian eine Idee. Er berichtet, daß er schon einmal auf einem Friedhof gepennt hätte, eine nicht gerade angenehme Vorstellung. Doch, widerspricht Christian, dort gäbe es beheizte Toiletten, sauber, und vor allem nicht abgeschlossen.

Es ist erst Mittag, somit haben wir noch Zeit.

In der Bahnhofshalle können wir uns nicht aufhalten, da hat man gleich die Bahnpolizei am Hals. Gnadenlos wird man nach draußen befördert.

Die Stunden vergehen, nun ist es Zeit, daß wir uns auf den Weg machen. Dunkel wird es in dieser Jahreszeit schnell. Doch Christian kennt den Weg zum Friedhof auswendig. Die Haupttore sind geöffnet. Zirka eine Stunde sitzen wir noch auf einer Parkbank und essen unsere Butterbrote, die uns Schwester Maria

mitgegeben hat. Jetzt ist es soweit. Christian geht zur Herrentoilette. Zugeschlossen! Was nun? „Versuchen wir es doch bei der Damentoilette“, schlage ich Christian vor. Tatsächlich, sie ist offen. Sauber, warm und bequem ist es hier. Ich habe keine Decke, Christian gibt mir eine, denn er hat noch einen Schlafsack bei sich.

Eine Zigarette wollen wir noch rauchen, haben aber beide kein Feuer. Ich gehe hinaus und hole eine brennende Kerze von einem der Gräber.

(Anderntags stelle ich sie wieder auf das Grab zurück.) Die Nacht vergeht, morgens um acht öffnet sich auf einmal die Tür der Damentoilette und der Friedhofswärter steht vor uns. Erschrocken weichen wir einen Schritt zurück. „Warum geht ihr denn nicht auf die Herrentoilette?“ fragt der Wärter mit gar nicht mal bösem Unterton. „Die war doch abgeschlossen“, stottere ich. „Gut, ich sehe, ihr seid zwei arme Teufel. Heute abend lasse ich die Herrentoilette für euch auf“, sagt der freundliche Totengräber.



SOZIALSTAAT ERHALTEN

Foto: Andrea Behning

Gegen die Kälte im Winter hilft nur eins: Wohnungen. Wir holen Obdachlose von der Straße. Mit Wohnungsbörse, Kautionsfonds, Bauprojekten und Speisemitteln. Helfen Sie mit!



Spendenkonto in Düsseldorf: Asphalt e.V./fiftyfifty, Postgiroamt Essen, Kontonummer 539661-431, BLZ 360 100 43

Spendenkonto in Duisburg: Duisburger Tafel e.V., Stadtparkasse Duisburg, Kontonummer 200 220 150, BLZ 350 500 00

Vielen Dank.

Mein Leben im Kanal

Erinnerungen eines Außenseiters

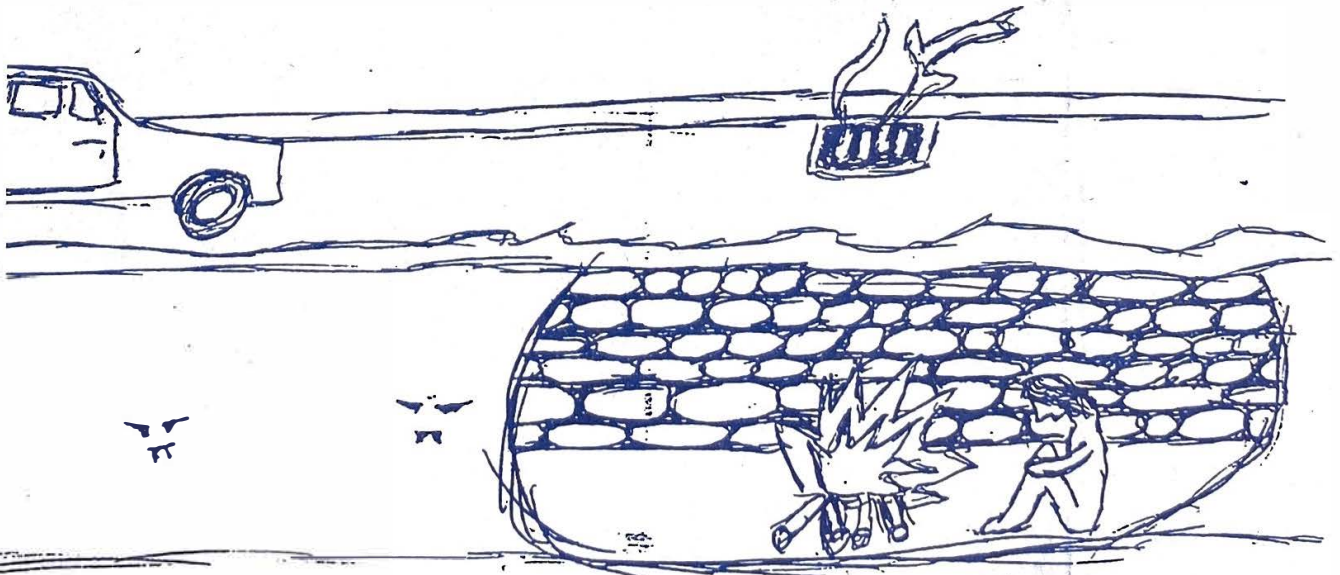
Hakan (14) ist von zu Hause weggelaufen. Er wird aufgegriffen und landet zunächst in einem Jugendheim. Dort trifft er Klaus (18), der – kurz vor der Entlassung – erzählt, er wolle in einen Kanal ziehen. Hakan geht mit ihm. Er ist froh, nicht allein zu sein. Erinnerungen an ein außergewöhnliches Leben im Kanal.

Der Eingang des Kanals war an einer kleinen Brücke. Wir machten eine Kerze an. Im Kanal lief in einer Rinne Wasser. Aber es gab keine Gefahr reinzurutschen, denn der Kanal war sauber. Ratten gabs zwar auch, aber sie hielten Abstand zu uns. Ich hatte ein bißchen Angst, denn man hörte dort tausend Töne. Es war gruselig. Wir waren in einem riesigen Raum angekommen. Hier wollten wir bleiben und verschafften uns mit der Zeit Decken, Kissen, Suppen, Wasser und Brot. Bei einer der Besorgungen trafen wir einen Freund von mir. Daraufhin zog er auch zu uns.

Drei Tage später hörten wir Schreie, Stimmen, Lachen und sahen Lichter. Jemand richtete seine Taschenlampe auf uns, und wir liefen sofort weg. Wir bogen nach 100 Metern rechts ab und kamen an eine Tür. Sie ließ sich aber nicht öffnen. Schon erreichten uns die Typen. Doch sie sagten bald, daß sie hier nur einen trinken wollten. Einer war vor der Polizei geflüchtet (Mercedessterne abgebrochen). Nach einiger Zeit gingen sie wieder, kamen jedoch am nächsten Tag mit Decken und Unmengen an Kerzen und Essen wieder. Wir kochten gemeinsam Suppe, wozu wir vorher Holz besorgt hatten. Der Kamin war ein Gully. Die Fete war prima.

So verging fast jeder Tag. Als unsere Vorräte nach einiger Zeit zu Ende waren, haben wir in Supermärkten geklaut. Nach drei Monaten hatten wir irgendwie keine Lust mehr. Ich ging zurück zu meinen Eltern. Die Eltern schickten mich in die Psychiatrie. Aber das Erlebnis im Kanal werde ich nie mehr vergessen.

aus: Klaps(e), Zeitung der Martin-Luther-King-Schule in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, Düsseldorf



Der Kamin war ein Gully. Die Fete war prima.
Zeichnung und Text von Hakan (14)